



19. Mai 2019

ES WAR EINMAL ...

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EIN SCHORNSTEINFEGER. Er hieß Leonhard, wohnte im Busecker Schützenweg und wurde in den 60er Jahren mein Freund. Wir protestierten damals offen gegen Kirche und Religion. Deshalb trafen wir uns immer öfter bei den Baptisten in der Wilhelmstraße. Aber auch hier übernahmen wir bald die Rolle der Opposition. Denn sie gefiel uns überhaupt nicht, die Theologie des Jammertals und der Selbstzerfleischung.

Da gab es eine ältliche Dame, die ständig wiederholte: „Sterben ist mein Gewinn! Sterben ist mein Gewinn!“

Eines Tages riss Leonhard der Geduldsfaden, und er antwortete: „Gute Frau, dann hängt euch doch endlich auf!“

Dieser Konflikt und noch andere Umstände führten dazu, dass sich alles in meinem Leben änderte. Ich brach mein Pädagogik- und Theologie-Studium ab und begann ein Zeitungs-volontariat.

Leider traf ich Leonhard nur noch selten, denn ich lebte von nun an in Wetzlar, Marburg, Biedenkopf, Gladenbach, Löhnberg und Weilburg. Doch eines Tages, während ich gerade bei meiner Familie hinter den Busecker Weiden zu Besuch war, klingelte der Schornsteinfeger und überreichte mir eine eingestaubte Gitarre: „Hier, für dich. Die habe ich beim Kehren des Kamins auf einem Speicher entdeckt. Keinen Pfennig wollten die Leute dafür haben.“

Diese Gitarre war äußerst schmal und langgestreckt. „Das ist eine Kraft-durch-Freude-Gitarre“, sagte Leonhard. Damit meinte er wohl, dass diese Form im Dritten Reich bevorzugt wurde. Aber ich glaube, dass sie schon bei der Bündischen Jugend verbreitet war. Ich erinnere mich, sie auf einer Grafik von Otto Ubbelohde gesehen zu haben.

Das barocke Instrument war mit Stahlsaiten bespannt und klang scheußlich. Aber mit dem Kapodaster auf dem zweiten Bund machte es richtig was her.

Ich habe Leonhard Staubach nicht wiedergesehen. Er starb am 9. Januar 1992 im Alter von 65 Jahren in Lindenstruth, wo ich vier Tage später seiner Beerdigung beiwohnte.

Die außergewöhnliche Gitarre aber begleitete mich fortan überallhin. Selbst nach Flandern, wo ich 1971 eine fröhliche Französin heiratete. Diese Frau begleitete mich ebenfalls überallhin. Zum Beispiel auf ein großes Fest des Technischen Hilfswerks in Weilburg. Am großen Lagerfeuer erklangen die Saiten der Klampfe hell und klar. Als wir alle Volkslieder, die wir kannten, gesungen hatten, lehnte ich das Instrument ein paar Meter entfernt an einen Camping-Stuhl, damit sie jeder sehen konnte und nicht dagegentrat.

Als ich zwei Flaschen Bier später ein furchtbares Krachen vernahm, wusste ich sofort, dass etwas Schönes zu Ende war. Viele liefen zu der Stelle, an der ein Knobelbecher in den Splittern meiner Zupfgeige steckte. Wie gelähmt stellte ich fest, dass ich sie doch durch einen Stuhl gesichert hatte.

Meine Französin hängte sich schwer an meinen Arm: „Das war ich. Ich habe den Stuhl dort weggeholt, weil die Frauen an der Feldküche ihn brauchten. Die Gitarre habe ich ins Gras gelegt. – Bitte, verzeih mir.“

Nach ein paar Tagen sah es so aus, als ob alles wieder gut würde. Der Besitzer eines Musikladens in der Weilburger Mauerstraße begutachtete das zerstörte Instrument und bot mir an, es zu reparieren.

Nach 14 Tagen holte ich es wieder ab. Der Ladeninhaber, dessen Namen ich nicht mehr weiß, dämpfte sofort meine Hoffnung: „Nein, das kostet nichts. Ich bin kein Fachmann. Und ich weiß auch gar nicht, ob der Klang noch da ist.“

Seine Befürchtungen trafen zu. Die neue Fichtendecke sah zwar wunderbar aus, aber sie lieferte keine gute Resonanz. Ich steckte das ausgediente Stück in seine rote Hülle und verstaute es in einem Kämmerchen meines Elternhauses.

Das Leben ging weiter. Vieles ist mir abhanden gekommen. Auch die Französin, die Mutter meines Sohnes.

Eine neue Liebe dauerte nur ein halbes Jahr. Der Trennungsschmerz saß diesmal so tief, dass ich ihn mit meiner Lyrik nicht in Schach halten konnte. Ich kam aber bald dahinter, dass mir eine alte Sehnsucht helfen würde. Nach über 20 Jahren Enthaltsamkeit begann ich wieder zu singen. In den 90er Jahren schrieb ich Lied um Lied. Ich begleitete die neuen Schöpfungen auf einer alten Wandergitarre, die ich in Königstein bei den Pfadfindern geschlagen hatte.

Wieder half ein Freund mir weiter. Wolfgang hatte auf dem Flohmarkt für 15 Mark eine gebrauchte Konzertgitarre erstanden, die er mir

lieh. Sie wuchs mir schnell ans Herz. An jedem Jahresende brachte ich Wolfgang die „Miete“: einen Kasten Bier. Nach ein paar Silvesterfeiern sagte er zu mir: „So, Schluss damit. Die Klampfe gehört jetzt dir.“

Eine lange Reihe von Auftritten hat die neue Errungenschaft schon hinter sich. Auch einen auf der Frankfurter Buchmesse. Hier traf ich 2007 auf den amerikanischen Fantasy-Autor Thomas A. Barron, dem ich mit meinem Freund Manfred Weller „Dagdas Drachenlied“ vortrug, das ich erfunden hatte nach der Lektüre von Barrons Roman „Merlin. Wie alles begann“.

Nachdem wir uns lange umarmt und auch ein Bisschen geweint hatten, verlieh mir der Mann aus Colorado einen Ehrentitel: „Dragonblood – Drachenblut“. Dann griff er sich meine Gitarre, zog sich in eine stille Ecke des Deutschen Taschenbuch-Verlags zurück, wo er ein paar Akkorde griff. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und erklärte: „Auch sie trägt jetzt einen Namen: Rhiannon. Genau wie Merlins Schwester . . .“